

Uni-Test Europa (II): Deutsche Studenten sind mobil, aber nicht mobil genug. Bürokratische Hürden und fehlende Sprachkenntnisse versperren vielen den Weg, dabei fördert ein Studium im Ausland die Karriere daheim. Zugleich kommen weniger Gaststudenten in die Republik – ein „Sputnikschock“ für Deutschlands Unis, meint der Bundespräsident.

„Man muß sich alles erkämpfen“



Fast alles haben sie geregelt: wie krumm eine Banane zu sein hat, welcher Belastung ein Kondom standhalten muß und wo Joghurtbecher ein Verfallsdatum zu tragen haben. Vorschriften und Normen total: Die Europäische Union erweist sich als Dorado regelungswütiger Beamter, kaum ein Bereich, der von der Brüsseler Super-Bürokratie nicht erfaßt, geordnet und reglementiert wird.

Ein Refugium des Wildwuchses allerdings hat sich dem gestrengen Zugriff bislang entzogen: die Universitäten. Standhaft widersetzen sich die europäischen Hochschulen jeder Vereinheitlichung. Wer darf studieren? Wie lange dauert die akademische Ausbildung? Welche Abschlüsse sind zu machen? Wer muß das Studium bezahlen? Nichts von alledem ist grenzübergreifend geklärt.

Britische Studenten absolvieren Aufnahmeprüfungen an den Hochschulen, deutsche Kommilitonen dürfen zwischen Universitäten und Fachhochschulen wählen, niederländische Studenten müssen Studiengebühren bezahlen, französische haben die Wahl zwischen zwei-, drei-, vier-, fünf- und sechsjährigen Studiengängen. Jedes Land pflegt seine nationalen Eigenheiten, als existiere noch die Kleinstaaterei des 18. Jahrhunderts, jede Uni beharrt auf Sonderregelungen, als sei sie der Nabel der wissenschaftlichen Welt.

Zum Problem wird dieses Chaos nicht durch die Vielfalt des Angebots, sondern durch die Intoleranz der Hochschulverwaltungen. Der Saarbrücker Jura-Student Stefan Führung, 23, studiert derzeit für ein Jahr an der Universität Warwick in England und weiß jetzt schon: „Meine hier gemachten Scheine werden in Deutschland später nicht anerkannt.“

Ähnlich ergeht es Caroline Rousselec, 22, aus Eaubonne in Frankreich, die seit Oktober letzten Jahres bei den Wirtschaftsingenieuren an der TU Darmstadt



CHRIS
Deutsche Gaststudenten in Paris*: „Eine Nummer unter vielen“

* 2. v. l.: Karola Pitsch, 3. v. l.: Martin Esser vor dem Hauptgebäude der Universität Paris IV.



B. BOSTELMANN / ARGUM

Darmstädter Maschinenbaustudentin Feyh: „Die meisten wollen nicht raus“

immatrikuliert ist. „Die Fächer, die ich hier studiere, gibt es so in Frankreich nicht.“ Auch ihre Scheine werden in ihrer Heimat nicht akzeptiert, sie muß sowohl einen deutschen als auch einen französischen Abschluß machen.

Die universitäre Eigenbrötlerei geht so weit, daß eine deutsche Hochschule schon mal ein Anglistik-Studium an der englischen Elite-Universität Oxford nicht anerkannt hat. „Absurd, aber schon passiert“, bestätigt Christian Bode, Generalsekretär des Deutschen Akademischen Austauschdienstes (DAAD), „manche Professoren neigen zu dem Glauben, daß anständig eigentlich nur in Deutschland studiert werden könne, im Grunde sogar nur bei ihnen persönlich.“

Auch Bundespräsident Roman Herzog tadelte kürzlich, daß „den Studenten bei einem Auslandsaufenthalt zusätzlich Steine in den Weg gelegt“ würden. Allein, der präsidentale Rüffel hilft wenig, solange jede deutsche Hochschule das verbriefte Recht hat, die Abschlüsse jeder anderen europäischen Hochschule in Frage zu stellen – und umgekehrt.

Wer solche Hindernisse duldet, darf sich denn auch über die Folgen nicht wundern: Der Uni-Test Europa, eine Befragung von mehr als 1000 Professoren und 7400 Studenten in 15 europäischen Nationen im Auftrag des SPIEGEL, belegt nicht nur die eklatanten Qualitätsunterschiede in der Hochschullehre, sondern auch eine immer noch viel zu geringe Mobilität unter den Jungakademikern.

So studieren derzeit nur etwa 42000 deutsche Kommilitonen in der Fremde – nicht eben viele bei insgesamt 1,8 Millionen Studenten. Die Frage, ob sie schon mal im Ausland studiert hätten, beantworteten im Uni-Test Europa gerade mal 17 Prozent der deutschen Studenten mit ja. Und darunter sind auch all jene, die nur für ein paar Wochen ein Praktikum oder einen Sprachkurs belegt haben. Etwa ein Viertel der Aus-

landsstudenten schafft es ohnehin nur in die deutschsprachigen Nachbarländer Schweiz und Österreich.

Immerhin, nachdem die Quote in den siebziger Jahren auf drei Prozent abgesackt war, scheint der Andrang ins Ausland nun stetig größer zu werden. Und europaweit liegen die Deutschen sogar gleich nach Schweden und Schweizern – und noch vor Engländern und Franzosen – an der Spitze der Mobilitätsskala (siehe Grafik Seite 79).

Im Zeitalter der Globalisierung sind solche Bilanzen dennoch kümmerlich: „Wir müssen die Zahl der Studenten, die im Ausland studieren, mindestens verdoppeln“, fordert der Bonner DAAD-Generalsekretär Bode.

Zu überwinden sind dabei nicht nur bürokratische Hürden, sondern auch schlichte Bequemlichkeiten. „Das Interesse an Auslands erfahrung ist nicht groß in meinem Studiengang“, berichtet etwa Stefanie Feyh, 24, Maschinenbaustudentin in Darmstadt. „Ob wegen der Freundin oder der Wohnung – die meisten wollen nicht raus.“

Oft fehlt es schon an den nötigen Qualifikationen. So sind die Fremdsprachenkenntnisse vieler junger Deutscher, selbst wenn sie das Abitur bestanden haben, immer noch mangelhaft. Zwar geben 93 Prozent der vom SPIEGEL befragten Studenten an, sie könnten sich auf englisch an einer Unterhaltung beteiligen. Doch nur etwa 50 Prozent attestieren sich selbst gute bis sehr gute Kenntnisse der englischen Sprache, so eine vom Bonner Bundeswissenschaftsministerium in Auftrag gegebene Untersuchung.

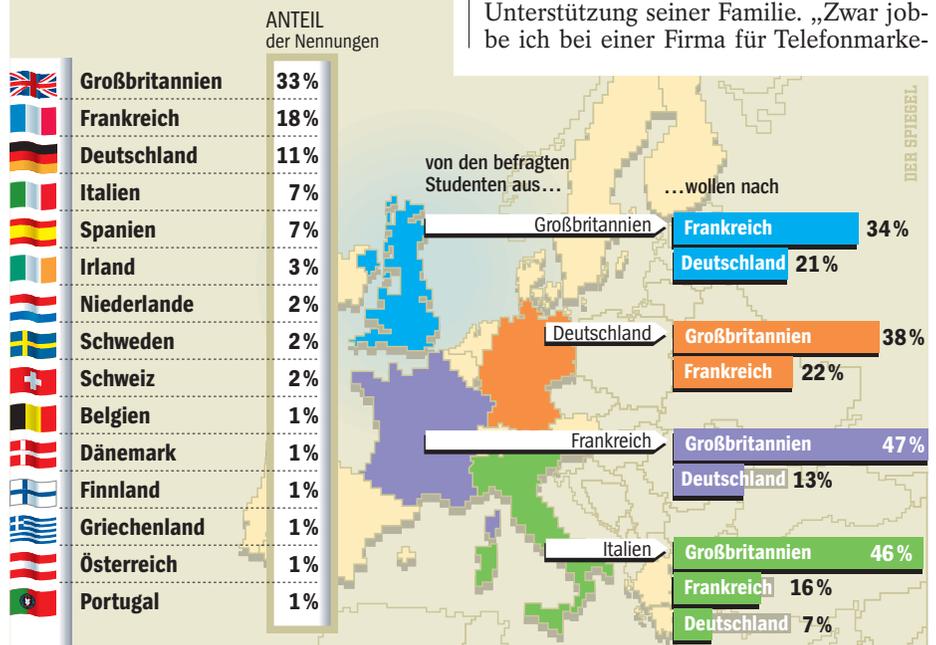
Auf französisch einen Small talk führen, das kann laut SPIEGEL-Studie allenfalls jeder zweite, gut bis sehr gut lesen und schreiben jedoch, entsprechend der Bonner Befragung, nur jeder zehnte. Vom Ideal des polyglotten Europäers sind die deutschen Studierenden auch am Ende des 20. Jahrhunderts noch weit entfernt.

Einem erheblichen Teil der Studenten mangelt es zudem an den erforderlichen Finanzen, um sich in London, Mailand oder Barcelona einzuschreiben. Nach einer Studie des Hochschul-Information-Systems (HIS) in Hannover entscheiden sich Studierende aus sozial schwächeren Familien nur halb so oft für einen Auslandsaufenthalt wie ihre bessergestellten Kommilitonen.

Für den Medizinstudenten Christian Waldherr, 30, war der Wechsel von der Uni Kiel nach Wien „nicht schwierig“, weil er „einigermaßen vermögende Eltern“ hat. Auch Moritz Waldemeyer, 24, der an der Londoner Middlesex University BWL studiert, kann dies nur dank der finanziellen Unterstützung seiner Familie. „Zwar jobbe ich bei einer Firma für Telefonmarke-

Die beliebtesten Studienländer

Angaben von 7434 befragten Studenten aus 15 europäischen Ländern



EUROPA-RANKING
JURA



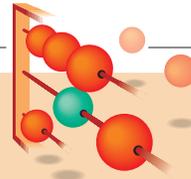
RANG	UNIVERSITÄT
1	Kath. Universität Tilburg
2	Universität Cambridge
3	Universität Oxford
4	Kath. Universität Löwen
5	Universität Passau
6	Universität Edinburgh
7	London School of Economics
8	Universität Stockholm
9	Kath. Universität Lissabon
10	University College London
11	Uni Carlos III Madrid
12	Universität Freiburg
13	Universität Helsinki
14	Universität Pavia
15	University College Dublin
16	Universität Århus
17	Reichsuniversität Leiden
18	Universität Heidelberg
18	Universität Salzburg
20	Autonome Uni Madrid
21	Universität Münster
21	Universität Zürich
23	Universität Grenoble II
24	Universität Mailand
25	Universität Straßburg III
26	Universität Bologna
27	Universität Aix-Marseille III
27	Universität Florenz
27	Universität Paris I
30	National-Universität Athen
31	Universität Bonn
31	Universität Rom
33	Universität München
34	Universität Köln
34	Universität Sevilla
36	Universität Paris II

EUROPA-RANKING
**INGENIEUR-
WISSENSCHAFTEN**



RANG	UNIVERSITÄT
1	TU Eindhoven
2	Universität Cambridge
2	Imperial College London
2	Universität Oxford
5	ETH Zürich
6	TU Ilmenau
7	Universität Lyon I
8	Universität Karlsruhe
8	TU Kopenhagen/Lyngby
10	Kath. Universität Löwen
11	Universität Durham
11	Universität Stuttgart
13	University College Dublin
13	TU Helsinki
15	Universität Southampton
16	Universität Hannover
17	TH Aachen
17	Kgl. TH Stockholm
19	TU Delft
20	Universität Grenoble I
21	Universität Toulouse III
22	TU Graz
23	TU Darmstadt
24	TH Turin
25	Universität Aix-Marseille III
26	TU München
27	Universität Pisa
28	Universität Paris VI
29	Universität Carlos III Madrid
30	Universität Porto
31	Universität Padua
32	Universität Bologna
33	TH Mailand
34	TU Madrid
35	TU Barcelona
36	Nationale TU Athen

EUROPA-RANKING
**WIRTSCHAFTS-
WISSENSCHAFTEN**



RANG	UNIVERSITÄT
1	Universität Lausanne
2	Universität Bayreuth
2	Universität Passau
4	Reichsuniversität Groningen
4	Universität Warwick
6	Wirtschaftshochschule Helsinki
7	Universität Cambridge
8	Universität Oxford
9	Neue Universität Lissabon
10	Kath. Universität Löwen
11	Universität Paris IX
12	Wirtschaftsuniversität Mailand
12	Wirtschaftshochschule Stockholm
14	Universität Kopenhagen
15	London School of Economics
16	Universität Straßburg I
17	University College London
18	Universität Siena
19	Freie Universität Amsterdam
20	Universität Complutense Madrid
21	Universität Mannheim
21	Universität Toulouse I
23	Universität Carlos III Madrid
24	Universität Lyon II
25	Wirtschaftsuniversität Athen
25	University College Dublin
27	Universität Rom
28	Universität Bologna
29	Universität Venedig
30	Universität Münster
31	Universität Paris I
32	Universität Köln
32	Universität München
32	Universität Wien
35	Universität Bonn
36	Autonome Universität Barcelona

EUROPA-RANKING
**SPRACH-
WISSENSCHAFTEN**



RANG	UNIVERSITÄT
1	Universität Helsinki
2	Universität Amsterdam
3	Universität Cambridge
4	Kath. Uni Löwen (niederl.)
5	Uni Lausanne (franz.)
6	Kath. Uni Louvain-la-N. (franz.)
6	Universität Rom
8	Universität York
9	University College London
9	Universität Oxford
11	Universität Edinburgh
11	Universität Utrecht
13	Universität Kopenhagen
13	Universität Zürich (deutsch)
15	University College Dublin
16	Universität Lund
17	Universität Straßburg II
18	Universität Bielefeld
19	Universität Pavia
20	Universität Paris III
21	Universität Paris IV
22	Aristoteles-Uni Thessaloniki
23	Universität München
24	Uni Complutense Madrid
24	Universität Tübingen
26	Universität Bordeaux III
26	Universität Salamanca
26	Universität Venedig
29	Universität Mailand
30	Universität Coimbra
30	Universität Freiburg
30	Universität Pisa
33	Universität Toulouse II
33	Universität Wien
35	Autonome Uni Barcelona
36	Universität Köln
37	Universität Heidelberg
38	Humboldt-Uni Berlin

Uni-Test Europa Befragung von 7434 Studenten aus 15 Ländern zur Lehrqualität ihrer Hochschulen

ting, aber die hohen Lebenshaltungskosten in London deckt das nicht.“

Die EU stellte in den letzten zehn Jahren über das sogenannte Erasmus-Programm etwas mehr als eine Milliarde Mark für Europa-Stipendien zur Verfügung; die Bundesrepublik erhielt davon knapp 200 Millionen Mark. Doch das Geld reicht bei weitem nicht. Der Deutsche Akademische Austauschdienst in Bonn muß vier von fünf Bewerbern ablehnen. Studenten übersetzen die Abkürzung DAAD längst mit „Deutscher Akademischer Absagedienst“ (siehe Kasten Seite 75).

Das Auswärtige Amt und das Wissenschaftsministerium kürzten in den vergangenen Jahren ihre Zuschüsse an den

DAAD. Viele Vollstipendien mußten halbiert werden, damit wenigstens ein nennenswerter Teil der Bewerber zugelassen werden konnte. Über das Erasmus-Programm erhalten immer mehr Studiosi nur noch einen Zuschuß von 200 bis 300 Mark im Monat.

Das Studium im Ausland ist auch deswegen so teuer, weil viele Studenten ihre Jobs in der Heimat aufgeben müssen, in der Fremde aber keine neuen aufreiben können. Die Berlinerin Katie Kahle, 27, studiert seit drei Jahren Germanistik und Anglistik an der Massen-Universität La Sapienza in Rom und hat entsprechend schlechte Erfahrungen gemacht: „Es ist fast unmöglich, hier einen Halbtagsjob zu finden.“

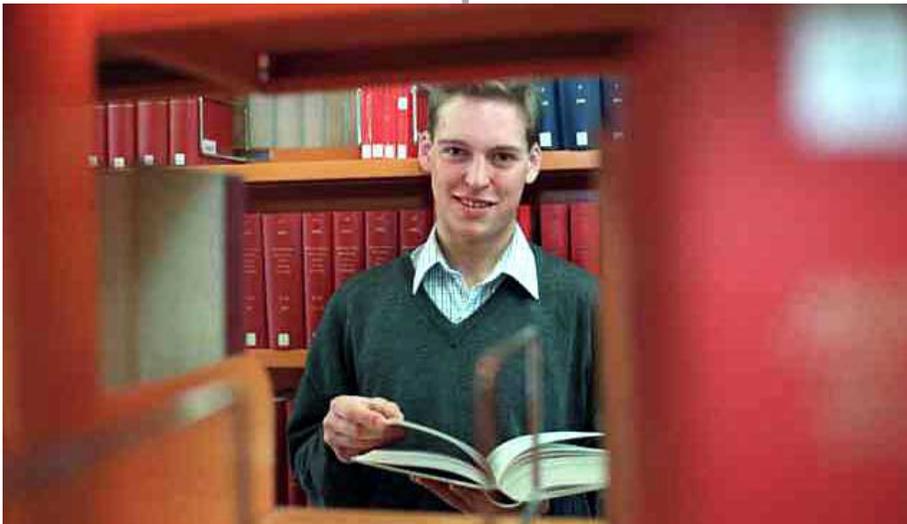
Gerade in Großbritannien und Frankreich, den beliebtesten Studienländern deutscher Auslandsstudenten, sind die Universitäten zudem so verschuldet, daß an eine regelmäßige Brotarbeit kaum zu denken ist. Nur 41 Prozent der französischen Studenten haben laut Uni-Test einen Job, und sogar nur 24 Prozent der Briten – in Deutschland arbeiten immerhin 59 Prozent noch nebenher (siehe Grafik Seite 82).

Andererseits sind aber britische Studenten immer mehr aufs Jobben angewiesen. In diesem Herbst werden erstmals Studiengebühren auch für die Anfangssemester eingeführt. Und von hohen Stipendien wie in den Niederlanden kann in Großbritannien keine Rede sein.

Die Universität Edinburgh hat deswegen ein Pilotprojekt unter dem Motto „Verdiene, solange du studierst“ gestartet: Studenten, die in Pubs Bier zapfen oder im Supermarkt die Regale füllen, erhalten ein Zehntel der für das Examen notwendigen Punktzahl geschenkt. Schließlich, so argumentiert der Projektleiter, könnten die „in der praktischen Arbeit gesammelten Erfahrungen auch akademisch ausgewertet werden“.

In Frankreich hat sich diese schöne Idee noch nicht herumgesprochen. „Der volle Stundenplan läßt einem kaum Zeit, nebenher zu arbeiten“, berichtet die Gaststudentin Sandra Suckfüll, 25. Die Hamburgerin studiert seit drei Jahren Sprachwissenschaften an der Sorbonne Nouvelle in Paris. Immerhin erhält sie, wie alle Studenten in Frankreich, eine Wohnungsbeihilfe aus Steuergeldern.

Besonders schwierig wird es mit dem Jobben jenseits der EU-Grenzen, vor al-



BWL-Student Hellwig in Lausanne

Nach exakt acht Semestern ist Schluß

lem in den USA. Margit Schlenker wechselte für zwei Semester von Konstanz an die North Carolina Central University in Durham. Mit dem Studium in den Staaten ist sie durchaus zufrieden, nur Geld verdienen darf die 24jährige dort nicht: „Das verbietet leider mein Visum-Status.“

Die Nationen Europas verhalten sich nicht weniger abweisend: Besonders Studenten aus Afrika, Asien und Südamerika gehen bei der Job-Suche leer aus, weil ihnen Bürokraten diverse Hindernisse in den Weg legen. Seit Januar gilt in Deutschland die sogenannte Bevorrechtigungsregelung, nach der Studenten aus Nicht-EU-Ländern erst dann einen Job bekommen, wenn keine deutschen oder europäischen Bewerber zur Stelle sind. Das Verfahren ist so kompliziert, daß kurzfristige Aushilfsjobs kaum noch an Gaststudenten vermittelt werden können.

Wer nach Deutschland zum Studieren kommt, sollte sich also nicht darauf verlassen, daß er das dafür notwendige Geld

Unis mit Homepage

Wie deutsche Studenten Studienplätze im Ausland finden

Der Weg in die Fremde führt in der Regel durch ein deutsches Büro: Wer als Student an eine Uni in Europa oder Übersee wechseln möchte, wendet sich zumeist an das Akademische Auslandsamt seiner Heimat-Hochschule. Dort liegen diverse Broschüren über die Austauschangebote diverser Universitäten sowie Bewerbungsunterlagen bereit, zudem kann sich jeder Jung-Akademiker beraten lassen.



etwa das British Council, die Alliance Française oder die Amerikahäuser. Dort helfen Experten mit weiteren Details.

Praktika bei Firmen oder Organisationen im Ausland vermitteln die Europäische Union über das Leonardo-Programm oder Studentenorganisationen wie Aiesec.

Wer einen Studienplatz gefunden hat, dem bieten einige Institutionen auch Auslandsstipendien. Die beiden größten Geldgeber sind

- ▶ der DAAD, der für fast alle Fächer Angebote bereithält und Studenten (vor dem Examen) mit Zuschüssen zwischen 600 und 1500 Mark monatlich hilft, und

- ▶ die Europäische Union, die mit dem Erasmus-Programm den Austausch innerhalb der EU und mit dem Tempus-Programm Kontakte in die Staaten Mittel- und Osteuropas fördert. Die Erasmus-Stipendien liegen im Schnitt bei 280 Mark im Monat.

Daneben gewähren diverse kleinere Organisationen finanzielle Hilfen – etwa die Fulbright-Kommission für Studenten, die in die USA wollen, oder die Carl Duisberg Gesellschaft für Auslandssemester in der Dritten Welt. Bafög-Empfänger können zudem einen Antrag auf Auslands-Bafög stellen.

Über diese und andere Angebote informiert auch die DAAD-Broschüre „Studium, Forschung, Lehre im Ausland – Förderungsmöglichkeiten für Deutsche“, die beim Deutschen Akademischen Austauschdienst (Kennedyallee 50, 53175 Bonn) bezogen werden kann.

Grundsätzlich gilt: Ein rechtlicher Anspruch auf einen Studienplatz im Ausland oder ein Stipendium besteht nicht. Oft übersteigt die Zahl der Bewerber die der zur Verfügung stehenden Plätze.

Da meist Bewerbungsfristen zu beachten sind, Sprachtests absolviert und Gutachten eingeholt werden müssen, sollte ein Auslandsstudium langfristig geplant werden, und zwar mindestens ein Jahr im voraus und am besten schon gegen Ende des Grundstudiums.

Tips für das Studieren im Ausland finden sich auch im Online-Angebot des SPIEGEL unter der Internet-Adresse „www.spiegel.de“.

Vor allem drei Wege stehen dann zur Wahl:

- ▶ Über die meisten Angebote verfügt der Deutsche Akademische Austauschdienst (DAAD) in Bonn, der Studienplätze weltweit vermittelt;
- ▶ viele Hochschulen haben zudem Partnerschaftsabkommen mit Universitäten im Ausland abgeschlossen und bieten eigene Austauschprogramme an – die Uni Freiburg unterhält beispielsweise Kontakte zu über 50 Hochschulen in elf Ländern;
- ▶ möglich ist auch die direkte Bewerbung bei einer ausländischen Universität; weltweit besitzt fast jede Hochschule eine Homepage im Internet, mit allen notwendigen Angaben zu Austauschangeboten und Einschreibeformalitäten.

Wer sich vorerst nur für ein bestimmtes Land entschieden hat, kann sich an die europäischen und amerikanischen Kulturinstitute wenden – wie

T. BARTH / ZEITENSPIEGEL

„Unsere Leute brauchen Teamgeist“

Siemens-Personalchef Peter Pribilla über die Ausbildungsmängel an deutschen Hochschulen und die weltweite Suche nach Führungskräften

Pribilla, 56, betreut seit Anfang des Jahres das Personalressort im Vorstand des Münchner Siemens-Konzerns.

SPIEGEL: Herr Pribilla, der Siemens-Konzern erzielt schon heute zwei Drittel seines Umsatzes im Ausland und beschäftigt über die Hälfte seiner Mitarbeiter außerhalb Deutschlands. Wird in Ihrem Unternehmen bald nur noch Englisch gesprochen?

Pribilla: De facto ist Englisch bereits unsere zweite Konzernsprache. Siemens hat Tochtergesellschaften in so unterschiedlichen Ländern wie China, Russland, Italien oder Spanien. Deshalb sind wir darauf angewiesen, daß unsere Führungskräfte alle fließend Englisch sprechen.

SPIEGEL: Welche Voraussetzungen müssen Hochschulabsolventen noch mitbringen, um bei Siemens Karriere zu machen?

Pribilla: Fachwissen allein reicht heute nicht mehr aus. Die Entwicklungszyklen werden immer kürzer. Über zwei Drittel unserer Produkte sind heute jünger als fünf Jahre. Unsere Leute brauchen Teamgeist und die Fähigkeit, sich dem immer schnelleren technologischen Fortschritt anzupassen.

SPIEGEL: Wo sollen sich die Studenten diese Fähigkeiten aneignen? An den deutschen Wirtschafts- und Ingenieur fakultäten wird doch noch immer überwiegend Fachwissen gepaukt.

Pribilla: Leider. Deshalb finanzieren wir an verschiedenen Hochschulen Programme für Studenten, die ein oder zwei Jahre im Ausland studieren und so ihr Wissen erweitern können.

SPIEGEL: Würden Sie auch private Eliteakademien in Deutschland fördern?

Pribilla: Mit Privat-Universitäten habe ich grundsätzlich ein Problem. Wir müssen in Deutschland unsere Hochschulen von innen her reformieren. Ich halte es für falsch – wie in Frankreich –, parallel eine zweite Säule von teuren Eliteschulen aufzubauen. Die traditionellen Universitäten dürfen nicht versauern.

SPIEGEL: Viele europäische Länder bieten inzwischen Studiengänge zum Master of Business Administration an, um den fehlenden Praxisbezug traditioneller Hoch-



Manager Pribilla: „Mit Privat-Universitäten habe ich ein Problem“

schulabschlüsse wettzumachen. Steigert ein solcher MBA-Abschluß auch bei Siemens die Einstiegschancen?

Pribilla: Natürlich spielt zunächst die Persönlichkeit des Bewerbers eine Rolle. Aber wenn ich zwei Kandidaten habe, die gleichwertige Voraussetzungen mitbringen, dann kann ein solcher Abschluß schon den Ausschlag geben.

SPIEGEL: In Ihrem Unternehmen stammen 90 Prozent aller Mitarbeiter aus ingenieur- oder naturwissenschaftlichen Studiengängen. Doch Bewerber aus diesen Fachrichtungen werden neuerdings schon wieder knapp. Wo wollen Sie künftig Ihren Nachwuchs herholen?

Pribilla: Ganz einfach: Wenn wir in Deutschland nicht mehr genug geeignete Hochschulabsolventen bekommen, müssen wir sie eben aus dem Ausland holen.

SPIEGEL: Könnten nicht auch ausländische Studenten, die in Deutschland studiert haben, die Lücke füllen?

Pribilla: Schön wär's. Doch die Realität sieht anders aus. Nehmen Sie zum Beispiel einen Studienanfänger aus Asien. Wenn er nach Deutschland gehen will, müßte er erst mal Deutsch lernen. Englisch kann er sowieso. Was macht der Gute also? Er geht nach Amerika, weil wir hierzulande keine englischsprachigen MBA-

Studiengänge anbieten. Mittlerweile gehen 55 Prozent aller Auslandsstudenten aus dem Asien-Pazifik-Raum in die USA und nur 4 Prozent nach Deutschland. Dieser Zustand ist auf Dauer nicht tragbar.

SPIEGEL: Der Siemens-Konzern hat vor knapp zwei Jahren einen Vorstandsbeschluß gefaßt, wonach Schlüsselfunktionen im Unternehmen nur noch mit international erfahrenen Managern besetzt werden sollen. Gilt diese Regel auch für Hochschulabsolventen?

Pribilla: So eng darf man das nicht sehen. Wir rekrutieren nach wie vor einen Großteil unseres Führungspersonals an deutschen Hochschulen, wie den TU in München, Berlin, Karlsruhe und Dresden sowie in Erlangen, Nürnberg oder Regensburg. Aber wer ein Auslandspraktikum absolviert oder einige Semester außerhalb Deutschlands studiert hat, verbessert seine Chancen schon.

SPIEGEL: Die Konzernführung nimmt es mit der neuen Regelung offenbar nicht so genau. Ihr Vorstandsvorsitzender Heinrich von Pierer war nie Leiter einer Auslandsniederlassung, auch der neue Chef der Chipsparte, Ulrich Schumacher, hat nie eine ausländische Tochter geleitet. Trotzdem durften beide in das oberste Führungsgremium aufrücken.

Pribilla: Man muß Grundsätze haben, um sich im Einzelfall auch mal über sie hin-



wegsetzen zu können. Was wir bei Siemens nicht wollen, sind sogenannte Kaminkarrieren, das heißt Führungskräfte, die immer nur in einem einzigen Fachgebiet gearbeitet haben. Dieses Kriterium zählt mindestens genauso stark wie Auslandserfahrung. Herr von Pierer hat im übrigen bei der Kraftwerkstochter KWU über viele Jahre hinweg bedeutende Auslandsprojekte vor Ort betreut.

SPIEGEL: Siemens möchte künftig mehr Ausländer in verantwortlichen Positionen des Konzerns beschäftigen. Doch unter den rund 80 Mitgliedern des obersten Führungskreises haben gerade mal zwei einen nicht-deutschen Paß. Offenbar bleiben die Deutschen an der Führungsspitze gern unter sich.

Pribilla: Ihre Zahl stimmt nicht, Sie haben die österreichischen Kollegen nicht mitgerechnet. Aber im Ernst. Ich war fünf Jahre Chef unserer US-Telefontochter Rolm in Kalifornien. Die Amerikaner, das habe ich dort gelernt, teilen den Globus immer noch in US-Bürger und den Rest der Welt auf. In Deutschland läuft es genauso, erst kommen wir und dann die anderen. Damit muß endlich Schluß sein. Ein Unternehmen wie Siemens kann sich ein Deutschland-zentriertes Weltbild nicht mehr leisten. Deshalb sprechen wir intern lieber von internationalem Geschäft und von internationalen statt von ausländischen Mitarbeitern.

SPIEGEL: Wird Siemens demnächst komplette Geschäftsbereiche ins Ausland verlagern?

Pribilla: Der Prozeß ist schon voll im Gang. Viele Geschäftsgebiete haben zumindest ihre Leitung bereits außerhalb Deutschlands. Unsere neue Gebäudetechnik-Sparte wird in der Schweiz angesiedelt sein. Das ist dann der erste komplette Bereich mit Sitz im Ausland. Für unsere Mitarbeiter in München oder Erlangen ist das eine gewaltige Herausforderung. Aus Sicht dieses neuen Bereichs sind auf einmal sie die „Ausländer“. Die Rollen werden vertauscht. Das ist ein schwieriger psychologischer Prozeß.

SPIEGEL: Was würden Sie einem Studienanfänger heute empfehlen?

Pribilla: Wählen Sie das Fach Ingenieurwissenschaften, schauen Sie sich in der Welt um, und Ihre Karriere ist gesichert.

hier verdienen kann. „Um ein Visum zu bekommen und immatrikuliert zu werden, mußte ich nachweisen, daß ich genug Geld habe“, erzählt Walter Eppich aus New York, „meine Eltern haben offiziell eine Bürgerschaft übernommen.“ Eppich, 28, studiert derzeit in Heidelberg Medizin, fliegt aber in den Semesterferien immer wieder nach Hause, um dort zu jobben.

Der junge Amerikaner hatte zunächst seinen Bachelor of Science in den USA gemacht, bevor er nach Deutschland kam. Eppich kennt also die Stärken und Schwächen beider Bildungssysteme. „Amerika hat eine straffere Organisation, die es einfacher macht, in einem Semester mehr zu leisten“, meint der angehende Arzt. Auch hätten ihn „alle Profs persönlich gekannt“, in Heidelberg hingegen seien „einfach zu viele Leute an der Uni“.

Doch Eppich schätzt zugleich das deutsche System: „Der größte Vorteil an einer deutschen Uni-

Schon im Ausland studiert?

Studenten, die bereits im Ausland studiert haben

	Schweden	32%
	Schweiz	19%
	Deutschland	17%
	Großbritannien	16%
	Belgien	11%
	Frankreich	11%
	Österreich	10%
	Dänemark	9%
	Irland	8%
	Finnland	7%
	Spanien	6%
	Niederlande	5%
	Portugal	5%
	Italien	4%
	Griechenland	3%

DER SPIEGEL

Fremdsprachenkenntnisse

Studenten, die sich an einer fremdsprachigen Unterhaltung beteiligen können – in:

englisch	88%
französisch	45%
deutsch	25%
spanisch	11%
italienisch	8%
niederländisch	4%

Deutsche Studenten, die sich an einer fremdsprachigen Unterhaltung beteiligen können – in:

englisch	93%
französisch	45%
spanisch	11%
italienisch	10%
russisch	5%
niederländisch	1%

versität ist die Freiheit beim Studieren. Es gibt tolle Möglichkeiten, aber mit der Freiheit kommt auch die Verantwortung. Man muß sich alles sehr erkämpfen, das ist lehrreich und erzieht zur Selbständigkeit.“

Eppichs Urteil deckt sich mit dem vieler deutscher Studenten in Amerika. Sie alle loben die intensive Betreuung, kritisieren aber zugleich die starke Verschulung des akademischen Angebots. „Das Studium hat weniger wissenschaftlichen Bezug“, meint beispielsweise Anja Seibert-Fohr, die nach Stationen in Bonn, Gießen und Heidelberg nun in Washington Jura studiert. Die 29jährige bekam vom DAAD ein Stipendium für die angesehene George Washington Law School. „Anders“, so kritisiert sie, „ließe sich das Studium hier gar nicht fi-



P. PELLEGRINI / GAZZIA NERI / AGENTUR FOCUS

Germanistikstudentin Kahle in Rom: Job-Mangel in der Massen-Uni

nanzieren. 20.000 Dollar Studiengebühren halte ich für unangemessen.“

Jedenfalls, wenn man diese Summe mit dem Gratisangebot deutscher Universitäten vergleicht. Die realen Kosten für ein Studium liegen auch in Deutschland etwa in dieser Höhe, nur zahlt hier der Staat beziehungsweise der Steuerzahler.

Trotz mancher Kritik halten viele deutsche Akademiker die US-Universitäten immer noch für absolut vorbildlich. „Die Professoren“, so spottet der Mannheimer BWL-Student Philip Kreusch, „schauen vor allem nach Amerika und versuchen das dann auf Deutschland umzulegen.“ Eine „eindeutige Antwort“ auf die Frage nach dem besseren System gebe es „jedoch nicht“.

Tatsächlich fällt der Leistungsvergleich des amerikanischen mit dem deutschen Hochschulangebot von Fall zu Fall verschieden aus. Die Elite-Unis wie Stanford, Harvard, Princeton oder Yale sind der deutschen Konkurrenz gewiß überlegen, andere Colleges haben kaum den Standard von Gymnasien. Das bundesdeutsche Bildungssystem, meint der BWL-Professor David A. Owens von der Vanderbilt-University in Nashville, Tennessee, sei allgemein „im Grundstudium besser“, das amerikanische hingegen „für ein fortgeschrittenes Studium geeigneter“ (siehe Kasten Seite 84).

Ähnlich steht es mit der Qualität des im SPIEGEL-Ranking Spitzenplazierten bri-

tischen Hochschulwesens. Deutsche Gaststudenten erleben zwar hervorragende Bedingungen an den Top-Unis in Oxford, Cambridge und London, aber auch eher unterdurchschnittliche Verhältnisse in wenig bekannten Hochschulen. An der Middlesex University zum Beispiel fand der BWL-Student Waldemeyer „kaum Ansprechpartner“, sein ihm zugewiesener Betreuer kannte ihn überhaupt erst „am Ende des ersten Studienjahres“.

Waldemeyer kam von der Fachhochschule Reutlingen nach London; den Standard der Middlesex University hält er für „schlechter als in Reutlingen“. Ein deutscher Kommilitone war von dem Niveau dieser Hochschule so enttäuscht, daß er sogar sein Stipendium sausenließ und an die University of London wechselte.

Vollends kritisch urteilen deutsche Gaststudenten über die Studienbedingungen in Frankreich, Spanien und Italien. Schon bei der Einschreibung in Paris hat Karola Pitsch, 21, einen „Verwaltungsdschungel“ erlebt, in dem „niemand so recht Bescheid wußte“: „Ich wurde von einer Stelle zur anderen geschickt.“

Die Bielefelder Romanistin studiert seit verganginem August an der Universität Paris IV und lobt durchaus das „ziemlich anspruchsvolle Niveau“ der Hochschule. Doch lieber lerne sie in Deutschland: Das Studium in Paris sei nicht mehr als „passiver Unterricht“, der Kontakt zu den Professoren minimal: „Es gibt keine Betreuung, man ist einfach eine unter vielen – eine Nummer.“

„Die Vorlesungen sind eine Art Diktat“, bestätigt Martin Esser, Jura-Student aus Marburg und ebenfalls seit zwei Semestern in Paris. „Man muß den Stoff nur auswendig lernen, analysiert oder hinterfragt wird kaum.“ Diese Art des Studiums lasse „kaum Platz für Eigeninitiative“, zwingt allerdings „zu kontinuierlichem Arbeiten und Selbstdisziplin“.

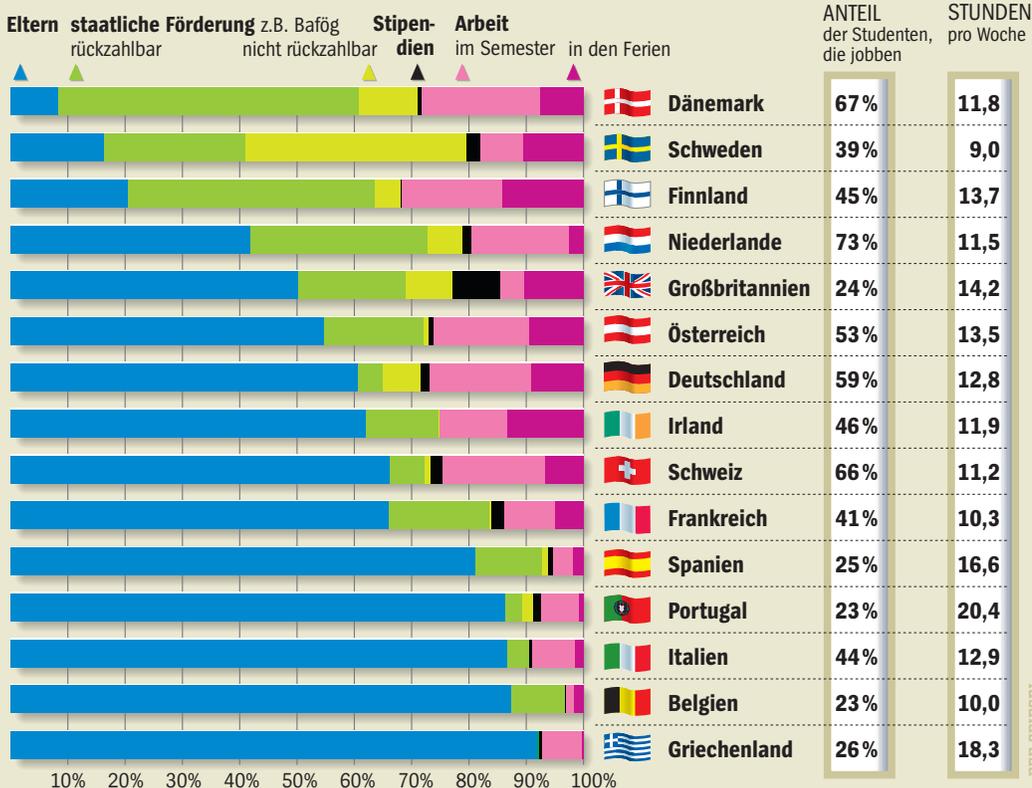
Wenn deutsche Studenten mit den Universitäten im Ausland unzufrieden sind, dann also nicht, weil dort viel verlangt und viel gepaukt wird, sondern weil dort die Hörsäle womöglich noch häufiger überfüllt und die Professoren noch weniger ansprechbar sind als in Deutschland.

Der angehende Betriebswirt Christian Hellwig zum Beispiel studiert seit mehr als zwei Jahren an der Universität Lausanne (SPIEGEL-Ranking: Platz 1) und kommt dort aus dem Büffeln kaum noch heraus. Dennoch lobt Hellwig die Schweizer Uni,

DER SPIEGEL

Woher kommt das Geld? Studienfinanzierung in Europa

Angaben der befragten Studenten



„Sex und Alkohol sind strikt verboten“

Ein Studium in Amerika gilt vielen deutschen Studenten als perfekter Karriere-Start. Doch die akademischen Gepflogenheiten in den USA sind gewöhnungsbedürftig.

Wenn mittags auf dem Campus der University of Maryland at College Park (UMCP) das Glockenspiel der Kirchturmuhre ertönt, fühlt sich Stefan Wilkening für einen Moment in die Heimat zurückversetzt. Doch was der deutsche Gaststudent anfangs noch für die amerikanische Version von „O Tannenbaum, o Tannenbaum“ hielt, ist nichts anderes als die Hymne des kleinen Ostküstenstaates. Und deren Refrain lautet: „Maryland, my Maryland“.

Unter solch idyllischen Klängen radelt Wilkening, 26, zur Mittagspause nach



Gaststudent Wilkening
Flucht aus dem Massenquartier

Hause, vorbei an roten Backsteingebäuden mit weißen Säulen. Während die meisten seiner Kommilitonen in die teure Cafeteria drängen, um sich dort mit Burgern von McDonald's, mexikanischem Fast food oder einer drögen Pizza abspesen zu lassen, schmiert sich der Biologiestudent in seiner Bude lieber ein Wurstbrot.

Wilkening ist einer von 57 Deutschen an der UMCP und einer von rund 9000 deutschen Studenten, die jedes Jahr an amerikanischen Colleges und Universitäten studieren. Den Bremer allerdings zog es nicht an eine Elite-Universität wie Harvard oder Yale, sondern in die amerikanische Provinz – aus Lust am Abenteuer.

Mit dem strahlenden Image der Top-Hochschulen kann die UMCP denn auch nicht mithalten. Doch auch in Maryland erlebt Wilkening, was viele deutsche Studenten an ihren Heimat-Unis vermissen: übersichtliche Seminare, ein simpel aufgebautes Studium, gepflegte Bibliotheken. Statt Durchsetzungsvermögen, wie in seiner Uni an der Weser, zählt allein die Leistung.

Vor allem aber finden sich hier Dozenten, die sich um ihre Studenten kümmern. Wenn Wilkening bei seinen Hausarbeiten nicht weiterweiß, geht er zu seinem Professor. Die Tür steht immer offen. Abends treffen sich die beiden beim Volleyball – und danach noch auf ein Bier.

Ein Professor betreut an der UMCP im Durchschnitt 13 Kommilitonen, an privaten Universitäten ist das Verhältnis sogar noch günstiger. Viele Dozenten verstehen sich eher als Lehrer denn als Wissenschaftler.

Eiserner Konkurrenzdruck treibt sie dennoch an. Das Magazin „U. S. News & World Report“ veröffentlicht jährlich Ranglisten der Universitäten – und liefert den Studenten damit ein wichtiges Auswahlkriterium. Die UMCP liegt nur im Mittelfeld, und das soll sich, so will es die Uni-Leitung, möglichst bald ändern.

Wer sich von den Wissenschaftlern nicht bemüht, die Jung-Akademiker mit spannenden Vorlesungen in den Bann zu ziehen, bekommt sofort die Quittung: Amerikanische Professoren unterliegen in jedem Semester einer Bewertung durch die Studentenschaft.

Obwohl seine Studienkosten knapp 22 000 Dollar im Jahr betragen, kommt Wilkening in Maryland gut über die Runden – in Harvard oder Yale würde er damit kaum sechs Monate überstehen. Seine Studiengebühren hat die amerikanische Uni übernommen. Der Deutsche Akademische Austauschdienst zahlt für Flug, Krankenversicherung und Lebensunterhalt, seine Eltern schießen noch 800 Mark pro Monat dazu.

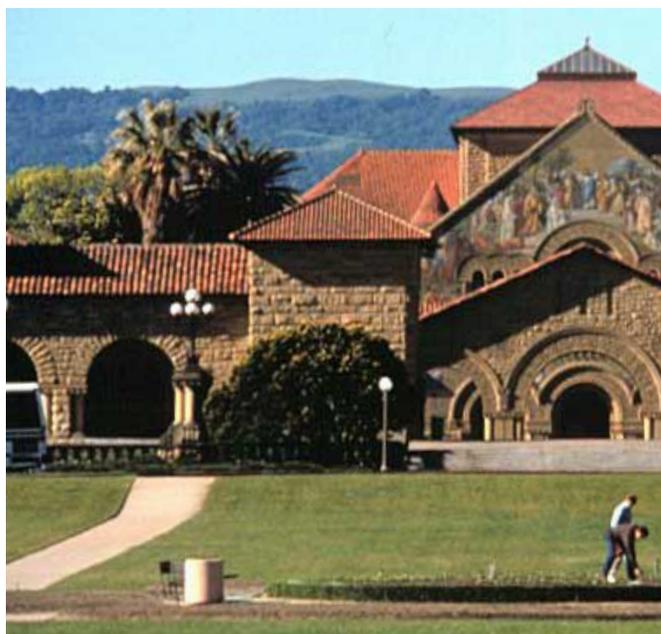
Wie viele seiner Freunde ist Wilkening aus der Enge der universitätseigenen Dormitories geflohen. Auch der Kasseler Anglistikstudent Hagen Peukert, 22, verließ schon nach kurzer Zeit die Massenquartiere: „Ich mußte 400 Dollar für



einen Platz in einer fürchterlich kleinen Zwei-Personen-Bude ohne Klimaanlage zahlen“, schimpft Peukert. In den tropisch-schwülen Sommermonaten in Maryland sei das kaum auszuhalten. „Man ist nie allein, damit man nicht auf dumme Gedanken kommt. Sex und Alkohol sind auf dem Campus strikt verboten.“

Studieren in Amerika ist ein Full-time-Job und nichts für jene, die den Start ins Berufsleben möglichst lange hinauszögern wollen. An Colleges, die in erster Linie lehren, erwerben Studenten in vier Jahren den ersten akademischen Abschluß, den Bachelor.

An den auf Forschung ausgerichteten Universitäten können sie dann in zwei weiteren Jahren einen Master-Abschluß machen und in vier bis sieben Jahren promovieren. Von akademischer Freiheit kann kaum die Rede sein; Anwesenheitspflicht und rege Teilnahme am Unterricht sind selbstverständlich. Jeder einzelne Kurs zählt fürs Examen, und als Wilkening mal das tägliche Lesepensum für den Kurs „Molekulare Genetik der Eukaryoten“ nicht absolviert hatte, mußte er sich persönlich beim Professor entschuldigen.



Kalifornische Elite-Universität Stanford: Büffeln bis spät

Die besten US-Universitäten 1998

UNIVERSITÄT	BUNDESSTAAT
1 Harvard University	Massachusetts
1 Princeton University	New Jersey
3 Duke University	North Carolina
3 Yale University	Connecticut
5 Stanford University	California
6 Mass. Institute of Technology	Massachusetts
7 Dartmouth College	New Hampshire
7 University of Pennsylvania	Pennsylvania
9 Brown University	Rhode Island
9 California Institute of Technology	California
9 Columbia University	New York
9 Emory University	Georgia
9 Northwestern University	Illinois
14 Cornell University	New York
14 Johns Hopkins University	Maryland
14 University of Chicago	Illinois
17 Rice University	Texas
17 Washington University	Missouri
19 University of Notre Dame	Indiana
19 Vanderbilt University	Tennessee
21 Georgetown University*	Distr. of Columbia
21 University of Virginia	Virginia
23 Carnegie Mellon University	Pennsylvania
23 Tufts University	Massachusetts
23 University of California-Berkeley*	California
23 University of Michigan-Ann Arbor*	Michigan

*staatliche Universitäten Quelle: U.S. News & World Report

Dennoch dürfte deutschen Studenten vieles hier schon bekannt vorkommen: Mathematische Kurvendiskussionen etwa oder die Kuba-Krise zählen zum Abiturstoff. Anspruchsvoll wird es erst nach dem Bachelor.

„Das deutsche Bildungssystem ist für Schule und Grundstudium besser, für ein fortgeschrittenes Studium und wissenschaftliche Forschung ist das amerikanische System geeigneter“, urteilt BWL-Professor David A. Owens, der ein deutsches Abitur absolviert und an der kalifornischen Elite-Uni Stanford studiert hat.

Während Wilkening in Maryland abends noch auf ein Bier in die Kneipe „Terrapin Station“ ausgeht, brütet Detlev Hülsebusch, 28, über seinen Büchern. Ein Studenttag dauert für den Harvard-Studenten von 8 Uhr morgens bis 1 Uhr nachts – zum Abendessen gibt es oft nur eine Pizza vom Take-out-Service.

„Wenn man ehrgeizig ist und auch noch Spaß an der Arbeit hat, dann spielt Zeit keine Rolle“, sagt Hülsebusch, der nach dem Physikdiplom in Heidelberg mit seiner Bewerbung um ein McCloy-Stipendium Erfolg hatte und sich zur „Elite der Zukunft“ („Wirtschaftswoche“) zählen darf.

Die Studienstiftung des Deutschen Volkes wählt pro Jahr jeweils nur acht McCloy-Stipendiaten für ein Studium an der zur Harvard-University in Cambridge zählenden John Fitzgerald Kennedy School of Government aus. Mit ihrem Abschluß, dem „Master of Public Administration“, suchen sich allerdings viele einen besser bezahlten Job außerhalb des

Öffentlichen Dienstes. Von den 95 ehemaligen McCloy-Stipendiaten sind 52 in Unternehmen tätig, vornehmlich bei exklusiven Beratungsfirmen.

Detlevs Kommilitonin Christina Schrade, 27, kam nach dem Magister Artium in Politikwissenschaften nach Harvard und erinnert sich mit Schauern an die Lethargie unter den Studenten in Tübingen. „Selbst die Fachschaften existieren nur nach dem Motto ‚Wir trinken Kaffee und sind gegen alles‘.“ In Harvard hingegen werde von den Studenten politisches und soziales Handeln geradezu erwartet.

So engagieren sich deutsche Gaststudenten beispielsweise im „German & Austrian Caucus“, der wiederum mit dem „Jewish Caucus“ engen Kontakt pflegt. Gemeinsam veranstalten die Mitglieder der beiden Gesprächskreise Diskussionen über Themen wie „50 Jahre Israel“ und „Antisemitismus in Österreich“ oder Vorträge, wie kürzlich mit dem österreichischen Ex-Bundeskanzler Franz Vranitzky.

Zum disziplinierten Lernen sehen sich Studenten in den USA vor allem durch die sehr hohen Studiengebühren gezwungen, die sich in den letzten zehn Jahren noch verdoppelt haben: Bachelor-Studenten zahlten im vergangenen Jahr durchschnittlich 2277 Dollar an einer öffentlichen und 12 597 Dollar an einer privaten Hochschule. Studenten im Master-Studiengang und PhD-Anwärter (Doktoranden) müssen noch mehr berappen.

Vielen Amerikanern bleiben denn auch die Hochschulen verschlossen. Sie scheitern an Eingangstests oder können die Studiengebühren nicht aufbringen. Zwar erhalten derzeit von den zwölf Millionen immatrikulierten Bachelor-Studenten knapp 50 Prozent irgendeine Form von Studienförderung, meist handelt es sich aber nicht um Stipendien, sondern um hochverzinsliche Darlehen.

Der freie Zugang zur Bildung ist das einzige, was Hülsebusch am deutschen Modell favorisiert. Ohne das Stipendium der Studienstiftung, die ihm auch das Physikstudium finanzierte, hätte der Sohn eines Elektrikers und einer Köchin eine solche Laufbahn nicht einschlagen können. „Trotzdem werde ich meine Kinder nur auf amerikanische Universitäten schicken“, meint der Harvardianer.

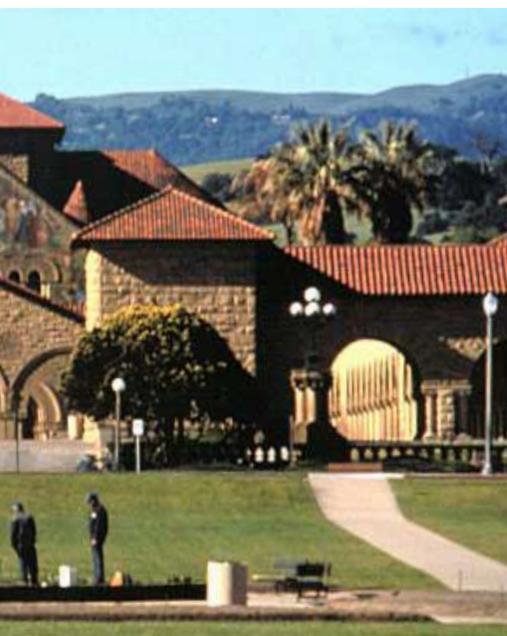
Er dürfte es sich leisten können.

weil hier jeder Student dazu genötigt werde, „aus seinem Studium die Hauptbeschäftigung zu machen“.

Die Tatsache, daß jeder Professor jederzeit angesprochen werden könne, findet Hellwig „einfach wunderbar“. Dafür nimmt er auch den ständig auf ihm lastenden Prüfungsdruck in Kauf. In Lausanne müssen Ökonomie-Studenten pro Studienjahr 60 sogenannte Credits sammeln, durch Prüfungen und Seminararbeiten. Und nach exakt acht Semestern ist Schluß, überlange Studienzeiten sind hier nicht vorgesehen.

Ein so fest reguliertes Studium mag manchen verschrecken. Und tatsächlich zählen Kreativität und Originalität nicht gerade zu den Qualitäten, die in Lausanne und anderen perfekt organisierten Hochschulen besonders gefördert werden. Doch solange die Nachfrage immer noch wesentlich größer ist als das Angebot an akademischer Ausbildung, so lange werden sich auch die Universitäten nicht der Aufgabe entziehen können, möglichst viele junge Leute möglichst schnell auszubilden.

Die Senkung der Studienzeiten war das Hauptziel jener Reform, die der niederlän-



in die Nacht

GIBLOUX / GAMMA / STUDIO X

dische Bildungsminister Jo Ritzen schon 1989 in die Wege leitete. Kurze Studienzeiten rechnen sich in Holland seither für Universitäten und Studenten gleichermaßen: Die Unis erhalten höhere Subventionen, und die Studenten brauchen ihre staatlichen Stipendien nicht zurückzuerstatten. „Wer versagt, muß mehr zahlen, dies ist das Leistungselement“, erklärt Ritzen im SPIEGEL-Interview (siehe Seite 90).

Auch Ritzen will die internationale Mobilität seiner niederländischen Studenten fördern. Und so hat er kürzlich entschieden, daß Stipendien selbst dann gezahlt werden können, wenn Studenten komplett im Ausland studieren.

eine marginale Rolle“, bilanziert eine Studie des Hochschul-Informations-Systems. Gefragt seien vorerst nur Fremdsprachenkenntnisse. „Möglicherweise“, so erklären die HIS-Autoren ihr überraschendes Ergebnis, deckten die Unternehmen ihren Personalbedarf noch „direkt im Ausland“.

Laut HIS halten nicht einmal 20 Prozent der deutschen Jungakademiker Auslandserfahrungen mit Blick auf ihre Berufstätigkeit für wichtig, unter den angehenden Informatikern sind es gar nur 6 Prozent. Studenten, die den Schritt ins Ausland erwägen, stehen allerdings auch vor einem Dilemma: Einerseits honoriert der Arbeitsmarkt kurze Studienzeiten, andererseits kann Auslandserfahrung, jedenfalls bei Bewerbungen in Großunternehmen, von Vorteil sein – und die kostet Zeit, jedenfalls immer dann, wenn die Semester in der Fremde für den deutschen Studienabschluß nicht anerkannt werden.

Deutschlands international größter Arbeitgeber, die Siemens AG, will immerhin vom Jahr 2000 an sämtliche Vorstandsposten nur noch mit Führungskräften besetzen, die einen Auslandseinsatz hinter sich haben. Da von den etwa 200 Schlüsselpositionen nur rund 40 im Inland angesiedelt sind, werden immer häufiger auch Ausländer als Bewerber für die Chefetage in Frage kommen. Sein Unternehmen könne sich „ein Deutschland-zentriertes Weltbild nicht mehr leisten“, meint der Siemens-Personalchef Peter Pribilla (siehe Interview Seite 78).

Ob diese Manager dann noch in Deutschland studiert haben, spielt bei der Personalrekrutierung kaum eine Rolle. Deutsche Hochschulen haben für ausländische Studenten ohnehin viel an Attraktivität verloren. Genossen Traditions-Universitäten wie Heidelberg oder Bonn vor Jahrzehnten noch Weltruf, so gilt dies heute allenfalls für einzelne Forschungsinstitute.

Die besten Köpfe kommen „auf der Suche nach den besten Ausbildungsmöglichkeiten nicht mehr nach Deutschland“, klagte der Bundespräsident. „Diese Nachricht“, meint Herzog, „müßte uns so treffen wie einst der Sputnikschock die USA.“

Deutschlands Bildungspolitikern trösten sich lieber mit geschönten Statistiken. Tatsächlich sind in der Bundesrepublik derzeit rund 160 000 ausländische Studenten immatrikuliert, so viele wie noch nie. Doch darunter finden sich etwa 80 000 sogenannte Bildungsinländer, also vor allem Türken und Italiener, die in Deutschland aufwuchsen und hier ihr Abitur bestanden. Die Kinder der Gastarbeiter nicht mitge-

Gebühren für das Studium

	an staatlichen Universitäten pro Jahr in Mark	Quelle: D. Dohmen/FIBS
 Belgien	150 bis 900	
 Dänemark	keine	
 Deutschland	keine	
 Finnland	keine	
 Frankreich	200 bis 500	Verwaltungsgebühren
 Griechenland	keine	
 Großbritannien	2940 ab WS '98	abhängig vom Elterneinkommen
 Irland	360	Verwaltungsgebühren
 Italien	600 bis 1000	
 Niederlande	2440 ab WS '98	
 Österreich	keine	
 Portugal	550	
 Schweden	keine	
 Schweiz	600 bis 1500	
 Spanien	500 bis 1450	Empfänger spanischer Stipendien sind befreit

Europas Bildungspolitikern haben sehr wohl erkannt, daß Auslandserfahrung für ihre Studenten auch in Sachen Karriere von wachsender Bedeutung ist. „Jeder, der eine Führungsposition anstrebt, ist gut beraten, zumindest einen Teil seines Studiums im Ausland absolviert zu haben“, bestätigte der IBM-Sprecher Peter Hensen der „Berliner Zeitung“.

Zwar legen bisher vor allem große Firmen Wert darauf, daß ihr Nachwuchs mal jenseits deutscher Grenzen studiert hat, doch auch bei mittelständischen Unternehmen werden die Auslandserfahrungen ihrer Mitarbeiter um so mehr an Bedeutung gewinnen, je mehr diese Betriebe im Weltmarkt Fuß fassen.

Noch allerdings haben das viele Firmen nicht begriffen. „Auslandserfahrungen spielen auf dem Stellenanzeigenmarkt nur

„Wir haben zu lange geschlafen“

Der niederländische Wissenschaftsminister
Jo Ritzen über die Vorzüge von Ranglisten und Studiengebühren

Ritzen, 52, leitet das Wissenschaftsministerium in Den Haag seit 1989. Der Sozialdemokrat studierte Ingenieurwissenschaften in Delft und Ökonomie in Rotterdam. Von 1972 bis 1975 lehrte Ritzen an der kalifornischen Universität Berkeley.

SPIEGEL: Holländische Studenten galten früher als Bummelanten, die Universitäten als träge und unproduktiv. Heute werden die Regelstudienzeiten weitgehend eingehalten, und die niederländischen Unis genießen einen guten Ruf. Was brachte die Wende?

Ritzen: Ich steckte als Bildungsminister gegen Ende der achtziger Jahre in einem sehr europäischen Dilemma: Als meine Kinder damals studieren wollten, fragten sie mich, wo die besten Unis und Professoren seien. Doch ich mußte ihnen als Vater, der vermutlich die besten Informationen im ganzen Land besaß, sagen: Ich weiß es nicht. Das war für mich ein Schlüsselerlebnis. Wir brauchten unbedingt mehr Transparenz. Und so begannen wir mit Qualitätsprüfungen, Revisionen und Rankings, die unsere Hochschulen nachhaltig verändert haben.

SPIEGEL: Und die Professoren nahmen das alles ganz brav hin?

Ritzen: Natürlich haben die Dozenten darin eine riesige Bedrohung gesehen, als ihre Fachbereiche plötzlich auf einer Hitliste öffentlich bewertet wurden. Immer wieder mußte ich deutlich machen, daß die Studenten ein Anrecht auf Qualität im Studium haben. Später haben sich allerdings auch viele Professoren an die Spitze der Bewegung gesetzt. Sie sind in einen regelrechten Wettstreit eingetreten.

SPIEGEL: Qualität kostet aber gemeinhin auch eine Menge Geld.

Ritzen: Geld allein bringt es nicht. Die Finanzkrise in unserem Land hat uns sogar geholfen, alte Ideen zu verwirklichen. Ich hatte lange in Berkeley gearbeitet, in einer Gruppe mit europäischen Studenten. Die Europäer erhielten dort Unterricht von anderen Europäern. Irgendwann haben wir uns gefragt, warum muß das alles in den



T. POORFELIET / HOLLANDESE HOOGTE / LAF

Minister Ritzen

„Die Dozenten sahen sich bedroht“

USA stattfinden? Warum haben wir in Europa eigentlich keine Spitzen-Universitäten?

SPIEGEL: Und wie lautete Ihre Antwort?

Ritzen: Wir haben in Europa viel zu lange geschlafen. Und wir hatten auch ein bißchen Angst vor Reformen. An den Universitäten sitzen schließlich die Meinungsführer der Gesellschaft. Mit denen legt man sich als Politiker nicht gerne an. Doch dann zwang uns schlicht das fehlende Geld zu straffen Studienplänen und Leistungsanreizen, ähnlich wie in Amerika. Wir arbeiten heute zudem sehr viel mit befristeten Verträgen, auch bei den Dozenten.

SPIEGEL: Warum dann nicht gleich in Amerika studieren?

Ritzen: In den USA sind die Studenten eher Konsumenten, die etwas für ihr Geld bekommen. Aber sie haben nur wenig Einfluß auf die Verhältnisse in den Universitäten. Wir leben besser mit dem europäischen Vertragsgedanken: Bei uns müssen Professoren und Stu-

denten Leistung einbringen. Sie sind eine Gemeinschaft auf Zeit. Wenn der Vertrag nicht erfüllt wird, drohen beiden Seiten Sanktionen.

SPIEGEL: Wie sieht dieser Vertrag konkret aus?

Ritzen: Ich bin bei der Qualitätssicherung eine Koalition mit den Studenten eingegangen. Sie wirken also an den Rankings mit, und der Minister publiziert die Ergebnisse. Die Studienfinanzierung ist aber auch von Examennoten abhängig: Wer versagt, muß mehr zahlen, dies ist das Leistungselement. Die Dozenten hingegen werden von uns verwarnt, wenn Qualitätsuntersuchungen schlecht ausfallen. Zeigt sich innerhalb eines halben Jahres kein Ansatz zur Verbesserung, so kann eine Fakultät auch mal geschlossen werden. Auch dies machen wir publik. Und dann schlafen vermutlich ein paar Leute sehr schlecht.

SPIEGEL: Sie verlangen, neben England, die höchsten Studiengebühren in Europa. Ist Ihr Bildungssystem eigentlich noch demokratisch?

Ritzen: Natürlich sind die niederländischen Studenten sehr unzufrieden mit diesen hohen Sätzen. Aber wir finanzieren im Moment damit immerhin ein Viertel des Hochschuletats. Die Alternative – höhere Steuern zur Finanzierung der Universitäten – belastet ebenfalls gerade ärmere Familien. Finanzieren wir jedoch über die Uni-Gebühren, dann bezahlen eher die höheren und mittleren Einkommensschichten. Deren Kinder nutzen das Uni-System doch in viel stärkerem Maße.

SPIEGEL: Also doch ein Exklusivsystem für Eliten?

Ritzen: Ganz und gar nicht. Neben der Qualität in der Lehre hat für mich die Zugänglichkeit zur Universität höchste Priorität. Jeder, der Talent hat, soll studieren können. Für Kinder aus armen Familien übernimmt der Staat daher die Studiengebühren.

SPIEGEL: Wohin geht das niederländische Modell in Zukunft?

Ritzen: Wir werden weiter internationalisieren und, in Zusammenarbeit mit Universitäten in Europa und den USA, immer mehr Doppeldiplome anbieten. Die Zukunft ist global.





C. KELLER / PLUS 48 / VISUM

Universitätsbibliothek in Helsinki: Europas Spitzenplatz für Sprachwissenschaftler

rechnet, machen Ausländer nur knapp fünf Prozent der Kommilitonen aus – im EU-Durchschnitt sind es sieben, in Großbritannien, Frankreich und Österreich sogar zehn Prozent.

Bundeskanzler Helmut Kohl (CDU) zeigt sich besonders „beunruhigt“ wegen des „sinkenden Interesses junger Amerikaner“ am Studium in good old Germany. So studieren in Großbritannien fast dreimal so viele junge US-Bürger wie in der Bundesrepublik, aber auch Italien, Frankreich und Spanien sind längst begehrtere Studienländer für US-Studenten.

Auch die zukünftigen Eliten Asiens meiden Deutschland: Während rund 45 000 Japaner in den USA eingeschrieben sind, studieren an deutschen Unis etwa 1500, die Hälfte davon im Fach Musik. Und aus Indonesien, mit 202 Millionen Einwohnern das viertgrößte Land der Welt, stammen nur knapp 2000 Studenten – Ende der siebziger Jahre waren es noch 3400.

Auch das ist ein Standortnachteil für die deutsche Wirtschaft: Noch heute besitzen diverse Spitzenpolitiker Indonesiens einen deutschen Hochschulabschluß, etwa von der Technischen Hochschule Aachen. In Zukunft, das steht jetzt schon fest, werden die Entscheidungsträger in Jakarta dagegen zumeist australische und US-amerikanische Hochschulen besucht haben.

Warum junge Ausländer die Begeisterung für ein Studium in Deutschland verlieren, ist seit langem bekannt: Der Aufbau der Studiengänge ist oft schwer durchschaubar, die Studienzeiten sind zu lang, die Betreuung durch Professoren und Tutoren gilt als mangelhaft. Hinzu kommt eine oft schikanöse Behandlung durch die Behörden.

„Das Hauptproblem ist das Visum“, berichtet die Marokkanerin Souad Laroussi, 28, die in Darmstadt Bauingenieurwesen

studiert. Als die junge Frau nach Wochen der Warterei endlich einreisen durfte, mußte sie zunächst vier Monate lang Deutsch lernen und – weil in Marokko das Abitur schon nach zwölf Jahren abgelegt wird – einen einjährigen Kurs am Studienkolleg absolvieren. Schließlich bestand Souad Laroussi die sogenannte Feststellungsprüfung, einer Immatrikulation stand nichts mehr im Wege – fast zwei Jahre nach ihrem Schulabschluß in Marokko.

Eher zufällig erfuhr die angehende Studentin allerdings, daß sie sich keinesfalls an einer Fachhochschule einschreiben durfte – deren Abschlüsse werden wiederum in

ihrer Heimat nicht anerkannt. Also entschied sie sich für die Technische Universität in Darmstadt, wo sie seit 1992 mit Erfolg studiert: „Die Professoren sind gut, und mit der Betreuung bin ich echt zufrieden.“

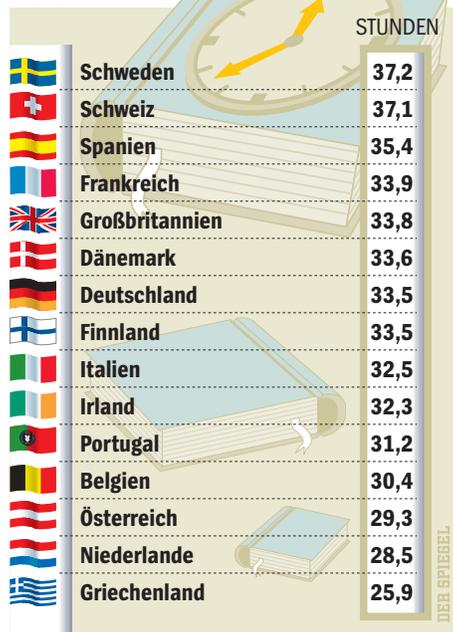
Daß deutsche Abschlüsse im Ausland nicht anerkannt werden oder gar völlig unbekannt sind, schreckt viele Studenten aus der Ferne ab. Der Unterschied zwischen „Staatsexamen“ und „Diplom“ etwa ist nur in wenigen Ländern Europas, Amerikas, Afrikas oder Asiens geläufig. Andererseits fehlen im Angebot deutscher Hochschulen international gängige Abschlüsse wie Bachelor oder Master.

Allenfalls in sehr kleinen Schritten wagt sich die Politik auf neues Terrain. So fördert ein Bonner Sonderprogramm 13 Fachhochschulen und Universitäten, die spezielle international ausgerichtete Studiengänge anbieten. Rund 30 Millionen Mark stehen dafür bis zum Jahr 2000 zur Verfügung. An der TU Hamburg-Harburg etwa wurden neue Angebote für Mechatronik, Informations- und Kommunikationstechnik geschaffen. Die Hälfte der Studienplätze ist für Ausländer reserviert, Bachelor- und Master-Titel sind zu erwerben, vor allem aber werden Vorlesungen und Seminare in Deutsch und Englisch abgehalten.

Nur so können in Zukunft noch Studenten nach Deutschland gelockt werden. Denn alle Statistiken über die Deutschkenntnisse der West- und Südeuropäer weisen von Jahr zu Jahr schlechtere Ergebnisse aus. In England zum Beispiel wird vielerorts der Deutsch-Unterricht in den Schulen durch Spanisch-Kurse ersetzt. Begründung: Spanisch sei eine Weltsprache – und die Deutschen könnten ohnehin fast alle Englisch.

Arbeitsstunden pro Woche für das Studium

Angaben der befragten Studenten



ENDE